

## **„Eingesperrt und ausgegrenzt“ Christliche Palästinenser in der Westbank**

Am 10. Juli 2007 erschien in der Zeitung „*Haaretz*“ ein Artikel von Akiva Eldar, der in der israelischen Öffentlichkeit viel Aufsehen erregte. Unter dem Titel, „Who told them to give birth at night?“, beschreibt Eldar die tragischen Folgen, die der Bau der israelischen Mauer für die Palästinenser in der Westbank hat. Der Artikel wurde teilweise heftig kritisiert. Die Reaktionen müssen verwundern, da der Autor zunächst nur allgemein bekannte Fakten nennt. Auch seine Wortwahl ist nicht neu. Schon viele Male hat man von „Landenteignungen“, „verbaler und physischer Diskriminierung durch israelische Soldaten“, „Demütigungen“, „Häuserzerstörungen“, „Willkür an den Checkpoints“ u.v.m. gelesen und gehört. Warum also die ganze Diskussion um Eldar's Artikel? Bei seiner Recherche machte der Autor eine interessante Entdeckung. Der Journalist schreibt: „At 10 P.M. the soldiers close the gate and only open it again the next morning at 6 A.M.“ Ein nicht zu tolerierendes Vorgehen, das sowohl internationalem als auch nationalem Rechtsempfinden widerspreche, wie der Berichterstatter meint. Das zeitweilige Einschließen ganzer Regionen, kann für die Menschen in der Westbank katastrophale Folgen haben. So sind Fälle bekannt geworden, wo hochschwangere Frauen ihre Kinder auf menschenunwürdige Weise zur Welt bringen mussten, nur weil sie keinen Zugang zu einem Krankenhaus hatten oder wo Asthma und Herzranke um ihr Leben bangten, da ihnen die notärztliche Hilfe nicht rechtzeitig gewährt wurde. „Wir leben in einem Gefängnis, manchmal mit Freigang, meistens aber in der geschlossenen Abteilung. Wir sind eingesperrt und ausgegrenzt im eigenen Land“, sagt Nahida Al Arja, eine christliche Palästinenserin, die in Bethlehem als Psychologin arbeitet.

### **Die Mauer - Ein System zeigt Wirkung**

Zusammen mit einer mehrfach gesicherten Stacheldrahtkonstruktion zieht sich heute eine von Israel errichtete teilweise über 8 Meter hohe Mauer mehr als 700 km quer durch das Land. Sie trennt Israel von der Westbank und soll dazu verhelfen, terroristische Übergriffe auf israelische Siedler zu verhindern. Von Israel wird die Anlage als „Terrorabwehrzaun“ bezeichnet. Sie verläuft ca. 80% auf palästinensischem Gebiet und schafft Tatsachen, die man weder in Israel noch im Westen gerne hört, denn, der Mauerbau entspricht faktisch einer weiteren illegalen Annexion palästinensischen Landes durch den Staat Israel. Allein dieser Aspekt hat von Anfang an (2002) zu weltweiter Kritik geführt. Der Internationale Gerichtshof in Den Haag (IGH) bezeichnet in einem von der UN in Auftrag gegebenen Gutachten die Mauer daher offiziell als „illegal“. Israel hat diese Einschätzung im Jahre 2004 mit Verweis auf eigene Sicherheitsinteressen und die Nichtzuständigkeit des IGH's zurückgewiesen. Neben dem rechtlichen Aspekt hat die Mauer auch menschlich gesehen verheerende Konsequenzen. Sie schneidet die Palästinenser von teilweise elementaren Lebensressourcen ab. Viele von ihnen haben seither ihren Arbeitsplatz verloren. Die wirtschaftlichen Grundlagen ganzer Familien sind zerstört worden; auch soziale Beziehungen zu Familienangehörigen auf der anderen Seite der Mauer sind größtenteils nicht mehr möglich; zigtausende Olivenbäume mussten dem Mauerbau weichen, Häuser, Brunnenanlagen und Wasserleitungen wurden zerstört, Spielwiesen für Kinder durch Stacheldraht unzugänglich gemacht und Straßen gesperrt bzw. geschlossen. Wer heute als Palästinenser, ob Christ oder Muslim, von Bethlehem nach Jerusalem fahren will benötigt einen dafür vorgesehenen „Erlaubnisschein“. Dieser kann für eine bestimmte Zeit und für einen bestimmten

Zweck ausgestellt werden oder eben auch nicht. „Das Leben ist durch die Mauer noch schwieriger und mühsamer geworden als es das zuvor schon war“, beklagt Dr. Jamal Khadr von der Universität Bethlehem. Der Religionswissenschaftler kann sich dabei noch glücklich schätzen, denn aufgrund seiner Arbeit und seinen guten Verbindungen zum lateinischen Patriarchat in Jerusalem besitzt er ein „Permit“, das ihm im Bedarfsfall den Zugang nach Jerusalem erlaubt. So gut wie Dr. Khadr haben es allerdings nur die wenigsten Menschen in der Westbank. Sie leben eingeschlossen im eigenen Land, und sind tagtäglich der willkürlichen Demütigung und Verunsicherung durch das israelische Militär ausgesetzt. Und dies hat System. Man muß es vielleicht einmal selbst erlebt haben, sonst glaubt man es nicht. „Wir wissen nicht, was morgen ist; es kann sein, dass ich morgen oder in den nächsten Tagen einfach nicht zur Arbeit kommen kann, da ich den Checkpoint nicht passieren darf,“ erklärt Isa, der aus Bethlehem stammt und im Pontifical Biblical Institut in Jerusalem als Koch arbeitet. „Ja, die Zufahrtswege werden vom Militär oftmals einfach gesperrt, ohne Begründung. Einfach so“, sagt Nahida Al Arja. „Die Unsicherheit begleitet uns tagtäglich. Der Alltag ist grausam. Er ist sehr anstrengend und kostet viel Kraft und macht uns wütend und ohnmächtig zugleich,“ ergänzt ein Bekannter beim gemeinsamen Abendessen und füllt zum dritten Mal sein Glas mit Arak. Seine Frau sagt mir, dass er in den letzten Wochen mehr trinkt. Sie ist besorgt auch der Kinder wegen. Alkohol ist für viele ein Ausweg geworden. Eine Todesspirale, die in den Abgrund führt. „Wir Christen haben eben keine politische Lobby“, sagt Fuat Maher, ein Reiseunternehmer aus Bet Sahour, resigniert. „Trotz aller Durchhalteparolen unserer Kirchen befürchte ich, dass man uns Christen aufgeben wird. Wir werden das Bauernopfer von Einzelinteressen sein und werden uns auch nicht wehren können, da wir eben keine politische Lobby haben“, wiederholt er. Ob auswandern für ihn eine Alternative ist, frage ich ihn. Fuat schaut mir in die Augen, wendet seinen Blick über die Dächer von Bet Sahour und lächelt mich an: „Ich liebe mein Land, ich liebe den Ort, wo Jesus geboren wurde und ich liebe meine Arbeit. Doch ich liebe auch meine Kinder, und die sind jung und haben ihre Zukunft noch vor sich. In meinem Land gibt es keine Zukunft.“ Ich verstehe, was er meint.

### **Christen wandern aus**

Zusammen mit den wirtschaftlich instabilen, sowie den sozial und politisch miserablen Verhältnissen hat in jüngster Vergangenheit vor allem die Erfahrung des Eingeschlosseneins im eigenen Land zu einer drastischen Zunahme von Auswanderungen geführt. Betroffen davon sind vor allem die Christen. Sie sind finanziell, sozial und was die Bildung anbelangt oftmals besser gestellt als ihre muslimischen Nachbarn. Auch haben viele Christen schon Verwandte und Freunde im Ausland, die ihnen nach der Auswanderung behilflich sein können. „Formal gesehen, ist es für Palästinenser in der Westbank oftmals einfacher auszuwandern, als von Bethlehem nach Jerusalem zu fahren“, erklärt Dr. Peter Madros vom Lateinischen Patriarchat in Jerusalem. Ein weiteres Moment, das den gegenwärtigen Auswanderungswillen der Christen vor Ort motiviert, ist der wachsende islamische Fundamentalismus im eigenen Land. Dieser gärt sozusagen innerhalb der eigenen Gesellschaft und hat die gleichen Folgen wie der Fanatismus, mit dem die Christen vor allem seitens der so genannten „jüdischen Siedler“ schon seit Jahren konfrontiert werden. Weder von der einen noch von der anderen Seite werden die christliche Palästinenser als gleichberechtigte Bürger behandelt. Sehen die einen sie als potentielle Terroristen, so betrachten sie die anderen oftmals als zionistische

Kollaborateure. Sich abgrenzend gegenüber des jüdischen und des islamischen Fundamentalismus´ sitzen die Christen in Palästina zwischen allen Stühlen. Erschwerend kommt gegenwärtig das zeitweise aggressive Engagement verschiedener evangelikaler Gruppen hinzu, welches seinerseits lang zurückreichende Ressentiments unter den Mitgliedern der etablierten Kirchen neu aufkeimen lässt. Dem wiederum versuchen die Kirchen durch materielle, personelle und ideelle Unterstützung mit aller Kraft entgegen zu wirken. Neben den Gemeinden sind vor allem Schulen, Kinder- und Waisenhäuser, Behinderteneinrichtungen, Seniorenheime und Krankenhäuser die wichtigsten Einrichtungen und Initiativen, die von den Kirchen und religiösen Gemeinschaften unterhalten werden.

### **Kirchliches Engagement auf dem Prüfstand**

Vielerorts wäre heute ein Leben in der Westbank ohne das Engagement der Kirchen –vor allem im sozialen Bereich- nicht mehr denkbar. Die christlichen Ordensgemeinschaften mit ihren internationalen Strukturen und finanziellen Möglichkeiten spielen in diesem Zusammenhang eine enorm wichtige Rolle. Kritik hört man von einheimischen Christen daher auch nicht gern. Man hört sie eingeständenermaßen auch nicht sehr häufig, denn die Christen wollen zumeist jeden Eindruck vermeiden, der ihnen den Vorwurf von Undankbarkeit oder Kooperationsunfähigkeit einbringen könnte. Und doch mehren sich inzwischen auch diejenigen Stimmen unter den einheimischen Christen, welche die gegenwärtige Gewichtung kirchlichen Engagements hinterfragen. „Soziales Engagement, das unsere Not nur lindert ist nicht genug“, bemerkt die palästinensische Schriftstellerin, Faten Mukarker, „ihr [Kirchen] müsst auch politisch Position beziehen. Ihr müsst darauf einwirken, dass die Ungerechtigkeit unter der wir nun schon 40 Jahre leben und leiden endlich ein Ende hat. Dafür brauchen wir eure politische Unterstützung. Wir selbst haben keine Kraft mehr und unsere Hoffnung schwindet. Helft uns, dass sich hier endlich auch politisch etwas zum Guten verändert.“ Wir unterhalten uns über die Olivenplantagen der Familie. Sie erzählt, wie über Nacht Teile der Plantagen enteignet wurden. Ich werde still, höre zu und merke, dass es mir die Sprache verschlägt. Abgrundtiefe Ohnmacht, Wut und Aggression stellen sich ein, verbunden mit dem sehnlichsten Wunsch, dass all das, was ich hier sehe, höre und erlebe einfach nicht wahr ist. Durchhalteparolen von offiziellen Seiten, so geht es mir durch den Kopf, wirken angesichts der Ungerechtigkeit unter der die Menschen hier leben müssen wie Spott und Hohn. Tatsächlich brauchen die Christen im Heiligen Land neben der konkreten sozialen Hilfe heute mehr denn je auch eine politische Unterstützung; eine Unterstützung, die Öffentlichkeit schafft, die Ungerechtigkeit beim Namen nennt und darauf hinwirkt, dass sich an der gegenwärtigen Situation sowohl konkret als auch strukturell etwas ändert. In Tiberias treffe ich mich mit dem Botschaftsrat des Vatikans bei den Vereinten Nationen. Wir unterhalten uns über die Situation der Christen im Heiligen Land. Ich bin überrascht über seine Offenheit und Klarheit. Seiner Einschätzung nach will der gegenwärtige Papst dem kirchlichen Engagement im Heiligen Land auch politisch einen höheren Stellenwert geben. Sollte diese Einschätzung tatsächlich zutreffen und sollten sich daraus konkrete Konsequenzen ergeben, könnten diese für die Christen im Heiligen Land vermutlich nur von Vorteil sein. Was bleibt ist daher zumindest ein Hoffnungsschimmer; ein Hoffnungsschimmer am Ende eines Weges, der vor allem für die christlichen Palästinenser schon viel zu lange durch einen dunklen, viel zu dunklen Tunnel führt.

### **„Zeichen der Hoffnung“ – Das Caritas Baby Hospital in Bethlehem**

Ein konkretes Hoffnungszeichen, das es in der Westbank schon über 50 Jahre gibt ist das Caritas Baby Hospital (CBH) in Bethlehem. Im Rahmen des Terziat's habe ich dort das vorgesehene Sozialexperiment gemacht. Neben dem Pflegedienst im Hospital konnte ich regelmäßig im krankenhauseigenen Sozialdienst mitarbeiten. An zwei Tagen in der Woche hatte ich Gelegenheit, ein Team von Sozialarbeiterinnen und Ärzte bei ihrer Arbeit zu begleiten. Das Team besuchte regelmäßig sozial schwache Familien und Einzelpersonen vor Ort, besprach mit ihnen die Möglichkeiten finanzieller, materieller und ideeller Unterstützung und widmete sich den Kindern, deren Eltern es sich aus finanziellen oder familiärem Gründen nicht leisten konnten, das Hospital selbst aufzusuchen. Das CBH ist heute das einzige auf Kleinkinder spezialisierte Krankenhaus in der Westbank und im Gaza Streifen. Die Kapazität des Krankenhauses umfasst derzeit 82 Betten für Kinder und 25 Betten für Mütter. Neben der Isolier- und Neugeburtenstation hat das Krankenhaus eine ständig wachsende ambulante Station. Pro Tag kommen heute mehr als 100 Mütter in das Krankenhaus, um ihre Kinder behandeln zu lassen. Im vergangenen Jahr konnten auf diese Weise 34000 Behandlungen durchgeführt werden. Eine Bilanz, die sich sehen lässt. Neben den hohen Behandlungszahlen schafft das Krankenhaus auch Arbeitsplätze für die Menschen vor Ort. Es bietet derzeit 200 Menschen Arbeit und ist nach der Universität in Bethlehem –auch eine christliche Einrichtung- der zweitgrößte Arbeitgeber in der Region. Unter den Arbeitnehmern sind 12 einheimische Fach- und Allgemeinmediziner, die ihre Ausbildung teilweise im Ausland gemacht haben. „Ich bin so dankbar, dass es das Krankenhaus in Bethlehem gibt. Es gibt uns allen eine gewisse Sicherheit in unserem Alltag“, sagte die Chefärztin Dr. Hiyam Awad Marzouqa in nahezu akzentfreiem Deutsch. Schätzungen gehen davon aus, dass heute allein in Bethlehem über 60% der Menschen arbeitslos sind. Bei der steigenden Zahl von Kindern wird das Krankenhaus auch in Zukunft eine wichtige Rolle spielen. In Palästina leben mehr als eine halbe Million Kinder, die jünger als 4 Jahre sind. „Zeichen der Hoffnung“, nennt Dr. Hiyam Awad das Krankenhaus in einem Vortrag, den sie vor einer Gruppe von Interessierten hält. Neben Einzelpersonen kommen jedes Jahr ca. 200 Reisegruppen ins Krankenhaus und informieren sich über Arbeit, Anliegen und Nöte der Einrichtung. Vor der Intifada im Jahre 2000 waren es jährlich sogar mehr als 300 Gruppen. Auch der ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz hat bei seinem diesjährigen Besuch im Heiligen Land das Caritas Baby Hospital besucht. „Der Besuch der Bischöfe war für uns ein wichtiges Zeichen der Anerkennung unserer Arbeit. Er war auch symbolisch wichtig, da er den Menschen hier in der Region zeigte, dass die Kirche uns nicht vergessen will“, bemerkt Sr. Erika Nobs, Pflegedienstleiterin des Krankenhauses. In ihrer abschließenden Pressemitteilung unterstreichen die Bischöfe dieses Anliegen. Sie verpflichten sich, das alles in ihrer Macht stehende tun zu wollen, „dass die Christen hier (*Heilige Land*) eine Zukunft haben. Das Heilige Land,“ so die Bischöfe, „darf kein Freilicht-Museum des Christentums werden.“ „Selbstverständlich brauchen wir vor allem die finanzielle Unterstützung von außen, wir könnten sonst nicht überleben. Doch neben der finanziellen Unterstützung brauchen wir auch die ideelle Unterstützung“, sagt Ernst Langensand, Direktor des Krankenhauses. „Auch wenn es manchmal anstrengend ist, doch jeder Besuch einer Reisegruppe bei uns im Caritas Baby Hospital ist immer auch ein Segen; er zeigt uns ein Stück der weltweiten Solidarität, die wir Christen untereinander haben. Kommt also und besucht uns!“, gibt mir Eduard Dabdoub, der administrative Leiter des Krankenhauses mit auf den Weg, als ich mich am Ende meiner Praktikumszeit von ihm verabschiedete. „Achlan wa sachlan“ – herzlich willkommen-, ruft er mir noch zu und lächelt dabei. Und dann

schließt sich die Tür seines Büros. Für uns beide wird morgen ein neuer Tag beginnen. Die Vorzeichen unter denen dieser Tag stehen wird, könnten verschiedener nicht sein: „Mr. Eduard“, wie man ihn liebevoll im Krankenhaus nennt, wird weiterhin hinter der Mauer leben müssen, ausgegrenzt und eingeschlossen im eigenen Land. Ich hingegen werde mich am Checkpoint nochmals umwenden und einen letzten Blick auf das Krankenhaus werfen. Dann werde ich nach Tel Aviv fahren und von dort aus nach Sydney zurück fliegen wohl wissend, dass viele der Menschen, denen ich in den vergangenen Wochen begegnen durfte eine solche Reise nur dann vergönnt sein wird, wenn sie ihre Heimat, ihre Verwandten und Freunde, ihr Land und viele persönlichen Verbindungen für immer aufgeben und sich in ein Land aufmachen, von dem sie die Hoffnung haben, dass es vielleicht endlich der Ort ist, in dem auch für sie ein wenig „Milch und Honig fließen“ - zumindest ein wenig. Verkehrte Welt!

Wilfried Dettling SJ